

# Nebraska Staats-Anzeiger und Herald.

Jahrgang 31.

Grand Island, Nebr., 2. Juni 1911 Zweiter (Theil.)

Nummer 42.

## Die schönste Sprache.

Von Clara Frick.

Die schönste Sprache doch von allen Das ist ein süßes Kinderlallen. So wunderbar, so klar und rein, Nicht Joru noch Jammer löst hinein, Es ist wie jartes Blodensingen, Wie fernes, leises Engelstingen.

Die junge Mutter träumt und lüchelt Und lachst, wie froh erzählt ihr Kind, Das es gespielt auf bunter Wiese Mit Engeln einst im Paradiese, Wie sie es leise über Nacht Hernieder auf die Welt gebracht, Und daß im Traum sie lehren wieder, Ihm heimlich singend holde Lieder, Mit ihm zum Himmel lächelnd gehn, Wo es den heiligen Christ kann sehn, Den Tannenbaum zur Weihnachtschmückung.

Und Mütterlein lachst voll Entzücken — Verkündend bist ein goldner Schein Die grauen Alltagsorgen ein.

Die schönste Sprache doch von allen Das ist ein süßes Kinderlallen.

## Peter Petersen.

Eine heitere Geschichte von A. N. D. R. A. S. L. U. D. E. R. S.

Der Kapitän hatte ihm eines Tages die Hand auf die Schulter gelegt und in seiner kurz angebundenen Weise gesagt: „Petersen, in drei Wochen haben wir Hochzeit!“

Der Steuermann hatte seinen Vorgesetzten darauf verständnislos angesehen und verständnislos gefragt: „Wit?“

„Mensch, — meine Braut und ich!“  
„Ach so — jawohl — der Kapitän war ja verlobt und trug einen goldenen Ring an der linken Hand; und auf eine Verlobung pflegte in der Regel eine Hochzeit zu folgen.“

„Und Sie sind eingeladen“, fuhr der Kapitän John Steffens fort. „Sie und der Bootsmann.“  
„Aber“, entgegnete Petersen breit, „ich nicht, Käpten.“  
„Was, Sie wollen nicht? Und warum nicht?“

Peter Petersen schielte wie ein Schläger furchender Schuljunge nach dem Hochzeiter.

„Ja mein man —“  
„Bitte etwas deutlicher.“ Der Kapitän hielt den Blick scharf auf das braune, rissige Gesicht seines Steuermanns gerichtet.

„Ja pass' do nich hen. Sön fiene Hochliedminschen.“

Steffens unterbrach ihn: „Dat wer id woll beter waden. Mit disse Fragen bleiw mie vom Viev! Versteißt mie?“ Und wieder zum höflichen Hochdeutschen übergehend: „Ein ehrlicher Seemann paßt überall hin. Uebbrigens ist meine Braut keine Prinzessin, sondern ein einfaches Bürgermadel. Werden gar keine Umstände gemacht. Eingeladen sind Sie, und damit basta!“

Der Steuermann machte eine trübseelige Miene, als ob er im nächsten Augenblick flennen wollte. „Mien lewer Käpten“, kam es dann klagend über seine Lippen. „Wat soll id woll upp ne Hochlied bohn? Danzen hew id verlarnt; an for' Eeten und Supen wart' Se woll annere genaug hebben. Und denn mien Tig.“

„Donnertiel!“ legte nun der Kapitän los. „Jeht holl dien — und! Danzen haßt nich nödig; — wenn D' nich Supen daufft, is of gaub. Und wat Dien Tig anlangt, — dawoor lat mie forgen. Schämten sollst D', dat so lang sparst, mien Ehrenbag mittuffern.“

„Ja men ja man blot“, wagte Petersen nur mehr schüchtern einzureden.

„Is amott. G'naug davon!“ sagte der Kapitän kategorisch. Sprach's und wandte dem Steuermann den Rücken, um angelegentlich durch das Fernrohr den Horizont abzulesen. Die Klippe konnte jeden Augenblick in Sicht kommen.

## 2.

Fröhliche Hochzeit! Die Trauung des jungen Kapitän Steffens mit seiner schmucken, frischwangigen Emma ist vorüber. Der Pfarrer hat gar erbauliche Worte gesprochen.

Besonders gefiel Peter Petersen, obwohl er dem Hochdeutschen nicht so recht folgen konnte, der Vergleiche, den der Seelsorger zwischen der Ehe und einem Schiffe anstellte. Für beide gäbe es ruhige Tage, aber auch Stürme; für beide Freude und Ungemach. Der Mann müsse mit starker Hand und kundigem Blick das Schiff an allen Klappen sicher vorbeigelenken. Die Frau solle ihm treu zur Seite stehen, ohne

jemals in Gefahr und Noth zu verfallen, ohne aber auch im Wohlsein jemals übermüthig zu werden.

Die Mutter der Braut, eine königliche Wittve in den sogenannten besten Jahren, hatte bei diesen Ermahnungen vor Rührung so laut geschluchzt, daß dem Steuermann selbst ganz eigen ums Herz geworden war. Ein Blick, daß die Trauung gerade ein Ende nahm.

Nun sah man beim Hochzeitsmahl, — Petersen dicht oben bei dem neugebackenen Ehepaar. Seine Tischdame war die Mutter der Braut. Wirklich eine gar nette Person, diese Mutter. Gar nicht stolz und unnahbar, obwohl sie ein schwarzseidenes Kleid, eine goldene Kette um den Hals und ein breites goldenes Armband trug.

Der Steuermann war anfangs verlegen und unbeholfener wie ein Kind. Der noble Anzug, mit dem ihn sein Käpten ausgerüstet hatte, die feine weiße Wäsche, die Handschuhe, in die er seine schwierigen Seemannshandschuhe hatte zwingen müssen, das alles bereitete ihm Unbehagen.

So mußte der Wein erst seine Wirkung thun; und er that sie auch ziemlich rasch.

Schon nach wenigen Gläsern wurde Petersen gesprächig. Seine Tischdame hatte auch eine famose Art, Unterhaltungen anzuknüpfen und fortzuführen. Dann folgte ein Toast dem andern, — die Stimmung wurde immer feiner.

Da noch mehrere Seeleute in der Gesellschaft waren, bildete naturgemäß das Reisen den Gesprächsstoff, und — der Kapitän staunte — sein sonst so wortreicher Steuermann entfaltete in gutem Plattdeutsch eine Beredsamkeit, die die anderen in der Tafelrunde bald verstummeln machte. Er hatte viel auf seinen Seefahrten gesehen und erlebt, beschrieb ein gutes Gebächtniß und hatte auch einigen Mutterwitz.

Dann machte man ein Tänzchen; und Peter Petersen erinnerte sich, daß er vor zwanzig Jahren in den Tanzsalons Hamburgs, Antwerpens, New Yorks und anderer Hafenplätze, fleißig das Tanzbein geschwungen hatte. Ein Versuch konnte schließlich nichts schaden. Und siehe da! Die Mutter der jungen Frau gab ihm gleich nach dem ersten Walzer die Versicherung, daß er „großartig“ tanze, — ein Kompliment, das er galanterweise mit Zinsen zurückzahlte.

In Wahrheit stampfte er dermaßen den Fußboden, daß der Kapitän Steffens zu seiner jungen Frau sagte: „Nö, glaube, mein Steuermann hat den Kompaß verloren. So babe ich ihn ja noch niemals gesehen; es wird Zeit, daß der alte Anabe in seine Rolle kommt.“

Aber es währte doch noch einige Stunden.

## 3.

Kurze Hitterwochen! Dann wieder hinaus auf's weite, wogende Meer. Der Kapitän ist trübe gestimmt. Er hat die Gedanken immer im traulichen Nest, in dem er kaum warm geworden, und das er nun missen soll, monatlang. Peter Petersen ist umso verträglicher.

Alle an Bord wundern sich über den Steuermann, auch der Kapitän findet ihn ganz verwandelt.

Und von Southampton aus schreiben sie jeder, nämlich der Kapitän und der Steuermann, einen Brief nach der Heimath, und die Adressen haben eine merkwürdige Ähnlichkeit.

Wochen, Monate vergehen, und endlich ist man wieder auf der Heimreise. Wieder wird der englische Hafen angelaufen.

Der Kapitän geht an Land, dann der Steuermann; und beide finden auf der Post einen dort lagernden Brief vor. Der Kapitän ist ganz entzückt über die sieben Worte seines Freundens; der Steuermann lacht über das ganze Gesicht, als er den Inhalt des für ihn bestimmten Schreibens herausbuchstabiert hat. Noch ein paar Liegestühle, eine kurze Fahrt, und die heimathliche Küste wird sichtbar, — ein Dunst, eine Wolke? Nein, Land!

Als man den Loosfen an Bord hat, nähert sich Peter Petersen seinem Vorgesetzten.

„Käpten, id hew Se wat to seggen.“  
„Na —?“

„Ja —“ — die Worte kommen stöhnend heraus, — „id möcht' Se to mien Hochlied inladen.“

John Steffens guckt seinen Steuermann an, als habe ihm dieser den liegenden Holländer leewärts gemeldet. „Mensch, bist verdreht?“

„Aber“, sagt Peter Petersen treuerherzig, „Ja bin ganz all richtig.“

Der Käpten schiebt sich die Mütze aus der Stirn, um sich zu überzeugen, ob denn kein Oberflüßchen am weißen Fleck sei. „Die Braut ist wohl 'ne

Meerjungfrau?“ fragt er mit ironischem Aeußern.

Der Steuermann schüttelt den Kopf. „It is 'ne ordentliche, menschliche Frau.“

„Om, so; es ist also dein wirklicher Ernst?“ Der Kapitän zweifelt noch immer.

Petersen nickt nachdrücklich. „Aber it is 'n Hafen dorbi.“

„De Frau hat 'n Mäten.“  
Der Kapitän tritt einen Schritt zurück. „Mäten? Die Frau is doch wirklich 'ne Frau?“

„Na, id wer doch nich —“  
„Also eine Wittwe?“

„Stimmt, aber —“  
„Aber eine Dummheit ist es doch, natürlich! Und da soll ich mitmachen? Thut mir leid; aber daraus kann nichts werden.“

„Om, — der Herr Käpten ward woll mien Hochlied mitmachen möien.“  
„Möien? Hoho! Hakt mi nich in!“

„Dann möcht ich das dem Herrn Käpten befehlen, denn id sien Schwiegermutter sien een's voor'n. Her heff id dat schriftlich, — und in forte Lied wer id mir erlauben, sien Schwiegermutter to sien.“

Kapitän Steffens hat seit später oft erklärt, es sei jammer schade, daß man sein Gesicht in jenem Augenblick nicht photographirt habe. Er behauptet, bümmer habe wohl nie ein Mensch ausgegesehen; und sein Schwiegermutter pflegt das bereitwillig zu bestätigen.

Das Familienverhältniß ist übrigens das denkbar beste.

Petersen fragt nicht mehr zur See, sondern hat auf dem Lande seine Erbsen, um, wie er sich ausdrückt, seinem Schwiegermutter nicht etwa noch einmal etwas befehlen zu müssen. Denn: „Gen Käpten darf uff'n Schipp man sien; eener, der to befehlen hat.“

In seiner Ehe, die nach des Herrn Pfarrers Worten so viel Reifezeit mit einem Schiff hat, soll dieser Grundsatz nicht ganz strikte befolgt werden da „sie“ ebenfalls eine Kommandostelle beansprucht. Deswegen kann es aber doch eine glückliche Fahrt sein.

## Rheingausstädtchen.

Rheingold! Rheingauer! Von anders könnte man das besser finden, als im Rheingau. Wo der Taunus seine Hänge sucht zum grünen Rhein schiebt — da ist die Poeste des edelsten der deutschen Ströme heimisch. Kein Wunder, daß sich die Jüher jener mit jedem Jahre mehrt, die sich am Rheine eine Heimat gründen. Der bunte Kranz der Städte und Ortschaften im Rheingau wächst, schiebt seine Grenzen immer weiter hinaus in das Nachbargelände, und mit Willen das Ufer auf eine lange Strecke. Das grüht und winkt aus dem grünen Gewir der Gärten mit hellfarbenen Dächern und reizvollen Architekturformen. Darüber klettern die weiten Bergflächen des Nebengeländes zur Höhe. Zwischen ihnen, nah und fern am schroffen Sturz eines Felsenbereiches oder auf dem breiten Rücken des Höhenzuges blinkende Schlösser oder das verfallene Gemäuer alter Ritterfesten.

Wo die wogende Berglinie des Taunus zu weitem Schwünge ausschlägt, hat sich breit und behäbig das alte Eltwille in den Strom hingelagert. Ein anmuthiges Bild bietet es mit der zierlichen Regellosigkeit seiner Bauten. Aber die Thürme, die schwer und trögig über die Dächerstühle steigen, erzählen von wilden, kampfburchausen Tagen. Ueberhaupt die Vergangenheit dieser Rheinorte! Wer sie eilen den Fußes durchwandert, dem berichten die Bauten wenig von der Sorge und Noth, dem Ruhm und Glanz, dem Glend und der Pracht, die alle diese Städtlein und Dörfer in reichem Maße durchkostet haben. Der Wasserstrom vieler Jahrhunderte ist über den Rheingau getollt. Als letzte Festungen sind zertrümmerte Mauern, gesprengte Thürme, Schutt und Scherben auf unsere Tage gekommen. In Archiven und Chroniken lebt diese wilde Zeit wohl noch fort, die Orte selber bieten wenig Anschauungsmaterial aus jenen ereignisreichen Vorvätertagen.

Vielleicht bildet Eltwille eine Ausnahme. Heute ist die Rosenstadt des Rheingaus eine freundliche gesunde Wohnstadt, die mit der nahen Weltkurstadt Wiesbaden durch einen fast hübslichen Eisenbahnverkehr in enger Beziehung steht. Doch in ihrem älteren Theile hat die Stadt einen mittelalterlichen Charakter bewahrt, wie es sich für die ehemals turmainzliche Sommerresidenz geziemt. Diesen Eindruck rufen nicht allein noch die Thürme und mauerumrahmten alten Burgen — die erzbischöfliche und die

Burg Graf —, sondern auch das unwüchtige Bild seiner alten Stadtanlage mit ihren zahlreichen baulichen Erinnerungen. Die besten und letzten auf unsere Zeit gekommenen Schöpfungen der rheingauischen Renaissance befinden sich unter diesen Häfen und Edelhöfen, so das freibüheliche Langwerth von Simmernsche Grundstück, das eine der größten Schenswürdigkeiten Eltwilles ist. Während die Fassade des Herrenhauses durch eine fein und großgezeichnete Renaissance-Architektur die Aufmerksamkeit erregt, steht im südlichen Theile des prächtig angelegten, mit seinen intimen landschaftlichen Reizen alle Naturfreunde bezaubernden Parkes ein interessantes Baudenkmäl aus spätgotischer Zeit, der Hochheimer Hof. Schon die 3-bogige Thoreinfahrt des freibühelichen Hofes mit ihrer kunstvollen Vergitterung gewährt einen Blick auf ein Hof- und Garten-Interieur, das in seiner geschlossenen künstlerischen Wirkung an die Paläste italienischer Nobilität erinnert. Hier, wie an mancher anderen Kunstschöpfung in Eltwille — der Kirche, dem Hospital und der Freiherrerei, dem graflich Eltschen Hofe, der erzbischöflichen Burg — bietet sich ein Anschauungsunterricht, wie er trefflicher kaum in das Verständniß rheingauischen Kunstschauspiels einführen kann.

Daneben sei aber nicht vergessen, daß auch auf aesthetische Gebiete Eltwille Antheil hat an der größten Kulturveredelung der Menschheit. Gutenberg wohnte längere Zeit im Gefolge des Kurfürsten Adolf II. Eltwille und unterwies hier die Mainzer Patrizier in der Kunst der Buchdruckerei und der Kunstfertigen und Kunstverfertigen in seine Wohnung ausginge, regte weiter zu arbeiten an der ästhetischen Ausgestaltung der Stadt und geistigen Hebung ihrer Bewohner. Auf beiden Gebieten wird ganz Erfauliches und viel geleistet.

Wie anders hebt sich die Silhouette Rheingaus aus der Landschaft, das wir von Eltwille aus in zwanzig Minuten Bahnfahrt, vorbei an weingesegneten Orten und dem freundlichen Städtchen Geisenheim mit seiner berühmten Obst- und Baumkultur, erreichen. Breitflächig liegt die Geburtsstätte des Rheingaus am Fuß des Bergzuges, der hier schon dicht an den Strom tritt. Rheingau ist ein nichtkerner Ort geworden, seit der große Brand von 1883 die Rheinfrost in Asche legte. Sauter und reinlich sieht es aus mit seinen breiten Straßen, stattlichen Plätzen und zahlreichen Neubauten, aber den intimen Reiz mittelalterlicher Stadtkultur und damit seinen poetischen Schimmer hat es vollkommen eingebüßt. Die große Zahl prunkvoller und theilweise weltbetonter Häuser verräth sofort, daß man sich in Rheingau am Hauptstich der rheingauischen Fremdenindustrie befindet. Ueber Rheingau ergießt sich im Sommer der ganze unehere Touristenstrom der Niederwaldbesucher. Das Nationaldenkmäl ist der Magnet, der diese unübersehbaren internationalen Scharen anzieht und die Anwartschaft der Masse hat der Stadt die beschauliche Ruhe genommen, die einst Fürst Bismarck in einem Briefe an seine Frau rühmte: „Der Ort ist so still und ländlich, gute Leute und wohlfeil.“ Gute Leute wohnen heute noch in Rheingau, aber still, ländlich und wohlfeil ist es nicht mehr. Die wachsenden Ansprüche der Fremden haben die Preise gesteigert wie überall am Rhein. Die stille Anmuth der hintergelagerten Nebengänge, über die bündel die Bäume des Niederwaldes auf Strom und Ort blicken, die pittoreske Berggenieße, die der Strom bei seinem Durchbruch durch das Gebirge geschaffen, müssen eben für den Verlust der alten Vorzüge entschädigen.

Aus der alten Geschichte der Stadt schälen sich ganz spärlich nur erkennbare Einzelheiten heraus; sie werden verdrängt durch die Schicksale und Thaten einzelner hervorragender Geschlechter. Um die Mitte des 13. Jahrhunderts tritt das Geschlecht der Brömser hervor, die über zweihundert Jahre Rheingau und den Rheingau beherrschten. Ritterliche Kraftnaturen, gewandte Handelsherrn, kunst- und prachtliebende Generationen, von deren Macht und künstlichen Reigungen heute noch der gewaltige trockne Mauerblock der Brömserburg in der Rheinfrost und der Brömserfisch in der Dohof Zeugnis leuen. Neben den Brömsern ist es vornehmlich der 1400 geborene Bauernsohn Rudolf von Rüdesheim, der in einer glänzenden Laufbahn bis zum Fürstbischof von Breslau aufstieg, wo er 1482 starb, und von dessen Ruhm manch heller Schein auf seine Vaterstadt zurückfiel. Viele

andere hervorragende Männer mehrten das Ansehen ihres Geburtsortes und liehen ihm im Laufe einer Nachfülle und geistigen Kultur ertrabten, die Rheingau im Mittelalter zum Ziele und Mittelpunkt des Rheingaus machten, von denen aber heute nur wenige Namen noch Kunde geben.

Nur wenige Meilen Stromabwärts, — weil an dem Dorfe Rhmannshausen mit seinem berühmten Rothwein, seinem Dichter- und Künstlerheim in der Krone und seinem Lithium-Bade, zeigt sich ein ganz anderes Städtebild. Hier liegt an der Mündung der Wipfer und hart an der Grenze des Rheingaus Lorch, wahrscheinlich die älteste Ansiedlung im Rheingau und der Ort, wo nachweislich am frühesten der Weinbau am Rhein gepflegt wurde. In alter Zeit mag die Stadt auf dem schmalen Ufervorgebilde genügend Raum gehabt haben; jetzt ist sie an dem terrassenförmig emporgewachsenen Hügelrücken hinaufgestiegen, der sich im Winkel der beiden Flußläufe aufbaut, und mit einem nicht unbedeutlichen Theile ihres bebauten Gebietes flüchtet sie sich in die Tiefe des Wipfertales. Vom Rheine gesehen, wächst die Stadt treppenförmig zur Höhe und auf ihrem höchsten Punkte steht die Pfarrkirche mit ihrem quadratischen turmgedeckelten Thurm.

Lorch hat sich das historische Bild einer mittelalterlichen Stadt mit manchen bemerkenswerthen Bauten und stattlichen Resten der alten Befestigung bewahrt. Da ist an der Rheinstraße das Patrizierhaus der Ritter Hilchen von Lorch, das fünfgeschöckig mit breitausladenden Balkonen aufragt und als einer der wenigen Renaissancebauten des Rheingaus interessant bleibt. Die ein wenig vergrößerte und handwerkemäßig angeordnete Stilform seit der berben Zeit und ihrem Erbauer, dem kriegerischen Feldmarschall Johann von Hilgen zugute gehalten. Außer diesem Baudenkmäl weiß Lorch noch in der Pfarrkirche und auf dem angrenzenden Gottesacker etliche hervorragende Kunstwerke auf, zu denen auch das herrliche Geläut der Kirche gezählt werden muß. In Lorch würde der Mangel an künstlerischen Ueberlieferungen ebenso wenig verwundern, als das Verdrängen weniger Befestigungen. Die triegdurchtobte Berganagenheit der Stadt bedingt diese Verhältnisse.

Als Grenzplatz des Rheingaus, Einfallspore in den Taunus, ist Lorch in alten Tagen der am häufigsten und heftigsten untempfte Platz des Rheingaus gewesen. Darum hat früher der Wehrstand in Lorch stets eine hervorragende Rolle gespielt. Daneben hatte der Ort als Handels- und Stapelplatz im Mittelalter große Bedeutung und auf diesem Gebiete sucht er auch heute wieder seine Zukunft. Im Wipertale, dem wunderhübschen Naturparke Lorchs, soll eine Halbperre gebaut werden, von der eine Industrialisierung des Ortes und damit ein beschleunigter Aufschwung erhofft wird. Das freundliche Bild der Stadt würde dadurch nicht verklärtem werden. Den meisten Reisenden ist Lorch nur als Durchgangsstation in das Wipertal bekannt, und doch verdient es sich auch, dein Orte einige Tage zu widmen. Ist damit auch gerade keine künstlerische Offenbarung verbunden, so erschließt ein Aufenthalt in Lorch mit seiner alterthümlichen Architektur und Anlage doch das Verständniß für die Lebensgewohnheiten der Vorfahren und gewährt einen Einblick in die Kleinstadtkultur des Mittelalters.

## Ulligatoren-Farm.

Mit seiner Alligator-Farm, die er vor annähernd fünf Jahren in Hot Springs, Ariz., gründete, hat S. J. Campbell Schule gemacht. Die Sache bezahlt sich glänzend. Die unvermeidliche Folge war, daß seitdem in den verschiedensten Theilen des Südens Leute seinem Beispiel folgten und ebenfalls Alligator-Farmen errichteten. Irrendwelse Gefahr, wie man vielleicht aus der sensationellen Bezeichnung schließen könnte, ist in keiner Weise damit verbunden.

Die starke Nachfrage nach diesen Sauriern gilt hauptsächlich ihrer wertvollen Haut. Aber auch aus Aquarien, Zoologischen Gärten, Museen usw. kommen Nachfragen mit guten Preisangeboten.

Die Campbell'sche Alligator-Farm umfasst wenige Acres am Ufer eines kleinen Gewässers. Gegenwärtig befinden sich dort gegen 900 Exemplare vom kleinsten Baby-Alligator bis zu Exemplaren von 20 Fuß Länge. Der Preis, welcher für die letzteren bezahlt wird, ist manchmal bis zu \$75.

Wenn Campbell einen Alligator

einfangen will, bedient er sich des Vaffo, danach schnürt er ihm mit einem Strick den Rücken zu, falls der Alligator seine Gefangennahme über vermerken und sich durch Wisse resandichten sollte.

In Louisiana, wo man noch Alligatoren häufig im Freien antrifft, werden sie gejagt; diese Alligator-Jäger können einen Lebensunterhalt von \$500 bis \$1000 im Jahre verdienen. Ihre ganze Ausrüstung besteht aus einem kleinen Boot, Gewehr, Revolver, Beil, Bowie-Messer, Spiel, einem Paar hoher Stiefel — und festen Fetzen.

Die Jäger gehen zu Arrien und suchen nach der breiten Spur eines Alligators im Uferschlamm. Sie wissen, daß er nahebei in einem Loch am Ufer lebt, und müssen nun sehen, es zu entdecken. Sie waten durch den Schlamm; der eine von ihnen sondirt mit dem Spiel alle Löcher, der andere hält das Beil bereit, falls das Thier in der Nähe auftauchen sollte. Ist gelangt es dem verwundeten Thier nach dem Wasser zu entkommen und unterzutauchen. Gelingt es dagegen den Jägern, es ans feste Ufer zu ziehen, so tödten sie es und ziehen ihm die werthvolle Haut ab.

Einen romantischen Anblick bietet eine Alligatorjagd nachts, obwohl die beiden Jäger nur für deren praktische Seite ein Verhältniß haben.

Einer der Jäger rubert langsam das Boot; der andere sitzt vorn im Kahn, mit einer kleinen Blendlaterne am Hut, die einen hellen Schein durch das Dunkel der Nacht wirft, und mit dem Gewehr schußbereit in der Hand. Während das Boot langsam dahingleitet, geschieht es gelegentlich, daß der Jäger die Augen des Alligators leuchten sieht.

Das ist für ihn der Augenblick, zu feuern; denn das Thier verschließt sofort seine Augen vor dem blendenden Licht. Ist der Schuß fehlgegangen, so taucht das Thier lautlos unter, und Stille herrscht wieder über der Fluth.

Hat aber der Schuß getroffen, so entpinnt sich, wenn er nicht tödlich war, ein lebhafter Kampf. Die Jäger müssen, um das Thier nicht zu verlieren, nahe herbei rudern und es mit dem Beil erschlagen. Es erfordert ihre ganze Geschicklichkeit, sich selber und ihr Boot vor den wüthenden Schlägen des verwundeten Thieres zu schützen.

Manchmal erbeuten die Jäger vier bis fünf Thiere den Tag; noch häufiger freilich gar keins. Der Markt für Haut ist in Abbeville, La.; eine Haut von 5 Fuß bringt gegen 50 Cents; eine von 7 Fuß schon bis zu \$2. Größere Thiere kommen wenig in Frage, weil sie seltener geworden sind. Die Alligator-Farmen sind auf dem direktesten Weg, den Jägern das Geschäft zu verderben.

## Krebshäufigkeit und Beruf.

Die Entdeckung des Krebsregens und die Aufklärung über die wirklichen Ursachen der Krebskrankheit werden noch lange ein frommer Wunsch bleiben. Man ist deswegen in den letzten Jahren bestrebt gewesen, die völkliche, geographische und berufliche Ausbreitung des Krebses und den Einfluß auf Wohnung und Lebensweise zu erforschen, was zu mancher wichtigen Erkenntniß geführt hat. Dr. Kolb, Mitglied des bayerischen Ausschusses für Krebsforschung, hat sich insbesondere mit dem Zusammenhang zwischen Berufstätigkeit und Häufigkeit des Krebses beschäftigt und dabei an der Hand eines großen Zahlenmaterials festgestellt, daß die Angehörigen der Metallbranchen und Holzindustrie und das ganze Wirtschaftsgebiet, dann die Fleischer und Küfer besonders häufig an Krebs erkranken. Dr. Kolb zieht den Schluß, daß der Alkoholismus in Bayern wahrscheinlich für viele Krebskrankungen mit verantwortlich zu machen sei, da ihre besondere Häufigkeit bei Gastwirthen, Wirtschaftsausbeienten und Herbergsteifenden beobachtet wird.

## Variete Redensart.

Dame (die auf der Brunnenpromenade eines Kurortes einem ihrer Bekannten aus der heimischen Kleinstadt begegnet): „Haben Sie auch meinen Mann öfters gesehen?“

Herr: „Ja, des Defekten.“

Dame: „Wie fanden Sie ihn?“

Herr: „In rausgelassenster Stimmung.“

## Unerwarteter Bescheid.

„Dent! Dir, Mama, ich hab den Fabrikanten Stiefeln, mir etwas in's Album zu schreiben! Weißt Du, was der abschleiche Mensch hineingeschrieben hat?“

„Run?“

„Stiefelmeins Ganzwische ist die beste!“